

Der Reidenmeister

Geschichtsblätter für Lüdenscheid Stadt und Land

Herausgegeben vom Lüdenscheider Geschichtsverein e. V.

Nr. 141

Samstag/Sonntag, 30./31. Januar 1999

Russlanddeutsche Der qualvolle Weg der Heimsuchung

Die Verbindungen zwischen Taganrog und angesiedelten Deutschen

Von Juri N. Andrianow, Taganrog

Die erste Probe, oder, besser gesagt, der erste Versuch, Verbindungen zwischen Taganrog und Deutschland zu studieren, führte zu unerwarteten Ergebnissen. Man könnte sich kaum vorstellen, wie umfangreich diese Verbindungen gewesen waren. Diese unerwarteten Ergebnisse versuchte ich vor einiger Zeit aufs Papier zu bringen. Doch mit der Zeit wurde umfangreiches Zusatzmaterial gesammelt, das erlaubt, dieses Thema zu erweitern, ohne zu schon bekanntgewordenen Episoden zurückzukehren. Also, nachdem „Deutsche Siedler in Taganrog und Umgebung“ erschienen war, erscheint dieses zweite Manuskript als „Russlanddeutsche. Der Qualvolle Weg der Heimsuchung“.

Deutsche. Der Weg zu Russland

Viele Jahrhunderte umfaßt die gemeinsame Geschichte von Russen und Deutschen. Deutsche Einwanderung nach Russland begann bereits vor über tausend Jahren. Schon die Kiewer Fürstin Olga bat Otto I. um die Entsendung geistlicher Lehrer und die Unterstützung durch Kirchliche Organe aus dem Westen.

„Und so faßte Otto der Große 959 in Frankfurt mit seinen geistlichen und weltlichen Fürsten den Beschluß, eine deutsche Russland-Mission aufzubauen. Zunächst wurde der Mönch Libutius aus dem Kloster Sankt Alban in Mainz damit beauftragt. Als er zwei Jahre später starb, erhielt der Mönch Adalbert aus dem Kloster Sankt Maximin bei Trier den Auftrag, die Arbeit fortzusetzen. Nach nur einem Jahr Arbeit in Russland kehrte der Mönch allerdings wieder zurück. Viele seiner Begleiter

waren durch Krankheit gestorben und er selbst dem Klima in Russland offensichtlich nicht gewachsen. Aber damit war der erste Grundstein der direkten Begegnung zwischen Deutschen und Russen gelegt. Später folgten die Ordensritter und andere dem Weg nach Osten“. (Horst Sielaff, „ZWO – Bundesvorsitzender, MdB. „Der Weg der Deutschen nach Russland“. Im Buch „Die Geschichte der Deutschen in Kyrgystan“ ZMO-Verband, 1991. Band 1, Seite 9)

In späteren Jahrhunderten wurden Begegnungen zwischen Deutschen und Russen immer öfter. Wir erwähnen hier einige mehr oder weniger bekannte Tatsachen. So kamen im Jahre 1229 über Gotland deutsche Kaufleute nach Nowgorod, und dort bildete sich schnell mit ihrer Hilfe eine starke und einflußreiche Kolonie. Im Jahre 1551 ließ der russische Zar Iwan IV., der Schreckliche, Handwerker, Gelehrte und Techniker aller Richtungen und militärische Fachleute in den deutschen Ländern für den russischen Dienst anwerben.

1576 wurde in Moskau die erste deutsche Kirche gebaut. Als zwischen Polen und Russen eine Reihe von Kämpfen ausbrachen, lösten sich diese deutschen Gemeinden wieder auf. Nur Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgte dann die Neugründung wieder. Später kam auch Peter der Große mit Deutschen in Berührung. Um die wirtschaftliche Entwicklung Russlands zu fördern, warb er dann um zahlreiche ausländische Fachleute. Im April 1702 erließ Peter der Große ein Manifest, worin er allen ausländischen Einwanderern unter anderem auch freie „Ausübung öffentlicher

Gottesdienste“ zusicherte. Viele evangelische Christen, die anderenorts ihre Religion nicht frei ausüben konnten, kamen daraufhin ins Land. Im 18. Jahrhundert wurden in manchen russischen Orten, darunter in St. Petersburg (1710), Saratow (1764) deutsche Gemeinden gegründet.

„Die massenweise Einwanderung Deutscher nach Russland fällt aber in die Regierungszeit von Katharina II. Ihre Manifeste von 1762 und 1763 enthielten weitgehende Vergünstigungen und Zusagen für die Einwanderer. So wurde den Einwanderern zugesichert, sich an jedem Ort, wo es einem jeden gefällt, häuslich niederzulassen. Den Auswanderungswilligen in den westlichen europäischen Ländern wurde die Übernahme der Kosten für die Übersiedelung, sowie ein Reisegeld zugesagt. Sie konnten sich in die Zünfte einschreiben und Bürger des Landes werden. Die freie Religionsausübung, „die Freiheit Kirchen und die Glockentürme zu bauen, und die dabei nötige Zahl von Priestern und Kirchendienern zu unterhalten“ wurde garantiert.“ (Horst Sielaff. Seite 10)

Die Einwanderer sollten „Ein jeder von aller Steuer und Auflagen“ befreit werden. Zum Bau von Häusern, zur Anschaffung von Vieh und Handwerksgegenständen zum Ackerbau sollte Geld ohne Zinsen vom Staat gegeben werden. Den Zuwanderern wurden eigene Markttage und Jahrmärkte zugestanden, ohne dafür Steuern zahlen zu müssen. Und ganz wichtig für viele gläubige Christen war die Zusicherung „während der ganzen Zeit des Hier-Sein wider Willen weder in Militär- noch Zivildienst“ genommen zu werden.

In wenigen Jahren wurde die untere Wolga, Südukraine und Kazakengebiet am Donfluss besiedelt. Menschen kamen – teilweise trotz Ausreiseverbots – insbesondere aus Hessen, aber auch aus der Pfalz, und den Rheinlanden, dem Elsass, Württemberg und anderen Ländern.

Die Religion spielte für die Einwanderer eine vielfältige und wichtige Rolle. Sie bewahrte vor Einsamkeit und Verzweiflung, war Bindeglied für die alte Gemeinschaft und häufig Hauptgrund für die Auswanderung gewesen.

Aber das Leben in der neuen Heimat wurde für viele härter als erwartet. Das verheißen Land war es nicht. „In Russland angekommen, gerieten die Kolonisten in eine wirtschaftliche und geistige Isolierung. Nur noch eine Brücke verband sie mit dem Geistesleben der Welt, die durch die lutherische und katholische Kirche ins Leben gerufen wurde. Die Kirche war es nun auch, die das deutsche Dorf mit Literatur versorgte, die sie aus den deutschen Landen und aus den Ostseeprovinzen bezog. Was das für Literatur war, kann man sich gut denken, vor allem Evangelien, Gesang- und Religionsbücher für evangelische und katholische Schulen, christliche Familienkalender und ähnliches.“ (Konstantin Erlich, Historiker, Sachkenner über die Geschichte der Deutschen in der Sowjetunion. Das Buch „Lose Blätter“, Alma Ata, Kazakstan, 1982)

Im Jahre 1804 erließ Zar Alexander I., neue Regeln für die Kolonisten. Offenbar wollte er die deutsche Einwanderung einschränken. Die Einwanderer mußten jetzt minde-

stens 300 Gulden vorweisen können. Die Einwanderungszahl war auf 200 Personen pro Jahr beschränkt, 1819 wurde dann die Einwanderung durch einen Erlaß sogar verboten. Da die Einwanderer aber viele Jahre bis zur Gründung eigener Dörfer warten mußten, wurden 1822/23 trotz des Einreiseverbots noch zahlreiche deutsche Dörfer in Russland gegründet. Hohe Pachtbeiträge, horrend Kaufpreise für das Land und reicher Kindersegen verstärkten die Armut vieler Einwanderer. Viele wanderten deshalb weiter nach Süden und Osten.

Diesen kurzen Überblick der Geschichte der deutschen Einwanderung nach Russland sei mit einigen historischen Angaben abgeschlossen. Um 1861 lebten in der Wolga-Kolonien etwa 200 000 deutsche Kolonisten. Bei der ersten gesamtrussischen Volkszählung 1897 gab es insgesamt 1 750 489 russische Untertanen deutscher Sprache und Herkunft. Davon lebten bereits über 5 000 in Sibirien und schon fast 9 000 in Mittelasien. (Benjamin Pinkus, Ingeborg Fleischhauer. „Die Deutschen in der Sowjetunion“, Nomos-Verlagsgesellschaft, 1987)

–Ganz und gar war der deutsche Weg nach Russland sozusagen nicht mit Rosen überschüttet. Der in Deutschland bekannte Sachkenner der Geschichte der Russlanddeutschen, Doktor Karl Stumpp, führt eine Geschichte solcher Einwanderung an. Wir fassen sie jetzt kurz zusammen.

1816/17 begaben sich etwa anderthalbtausend Familien mit der Gesamtzahl von etwa

sechstausend Mann aus dem deutschen Lande Württemberg nach Südrussland. Als Gründe für diese Einwanderung wurden einseitig religiöse Gründe angeführt, obwohl dies aber nur für einen ganz kleinen Teil der Auswanderer zutrifft, nämlich für die meist schwäbischen Priester, die nach dem Südkaukasus auswandern wollten, weil sie dort die Ankunft Christi und den Anbruch des tausendjährigen Friedensreiches erwarten möchten. Also zogen sie sich über Südrussland in den Südkaukasus. Im September 1817 trafen 31 Familien mit 178 Seelen in Tiflis (jetzt Tbilissi, Grusinien) ein. Diese Gruppe gründete die Kolonie Marienfeld, östlich von Tiflis.

Neue Kolonien von Bruder Koch aus Marbach und Johannes Reuter aus Esslingen und Johann Georg Frisck aus Altbach an der Spitze sammelten sich in der Zeit vom April bis August 1817 in Ulm, sie begaben sich von dort aus in den Kaukasus. Die restlichen Teile dieser Gruppe trafen im November 1817 in Tiflis ein und hatten 3 500 Kilometer zurückgelegt. Eine der ersten Kolonien, von diesen Einwanderern gegründet, hieß Elisabeththal. Sie lag zweiundzwanzig Kilometer südwestlich von Tiflis. Dieses Dorf wurde im Herbst 1818 auf einer Höhe von 1 000 Meter angelegt, in einem romantischen Tal an dem wild dahinfließenden Flübchen Asurd (jetzt Assurete), wo die Gebirgsschlucht in fruchtbares Hügelland übergeht. Hier wurden günstige Verhältnisse für Ackerbau, Viehzucht, Gartenbau, Weinbau und Bienenzucht gefunden. Nach dem langen erschöpfenden Weg, der einige Zehn Menschenleben kostete, fanden die Kolonisten langerwartete Ruhe und Freiheit. (Dr. K. Stumpp, „Elisabeththal“ Heimatbuch 1967/68. Stuttgart)

Aber in den weiten Räumen Russlands wanderten noch viele Deutsche auf der Suche nach ihrem Glück. Hier erwarteten sie trockene Steppen und wasserlose Regionen. Das Glück der zukünftigen Kolonisten hing in größerem Maße vom Boden ab, worauf sie zu leben gedachten.

Deutsche auf Don- und Azowgebiet.

Wir wissen schon, daß eine Mehrzahl der Einwanderer aus Deutschland nach Russland während der Regierung der Kaiserin Katharina II. und des Kaisers Alexander I. übersiedelt war. Im Don- und Azowgebiet erscheinen ethnische Deutsche im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, im Großen und Ganzen waren sie Nachkommen jener Kolonisten, die vor hundert Jahren nach Ukraine und Wolgagebiet auswanderten. In ihr neues Zuhause brachten sie Sitten und Bräuche, Kultur und Kunst.

Zu neuen Wohnorten gekommen, kauften oder pachteten deutsche Übersiedler Bodenstücke. Gewöhnlich machten das einige Familien auf gemeinsame Kosten. Dabei wurden Dienste verschiedener Landesbanken erwiesen, die alle möglichen Anleihen und Kredite unter Verpfändung von Boden und Vermögen ausgaben. Eine solcher Banken befand sich in Taganrog in der Hauptstraße.

In der Regel sammelte die gesamte Kolonie das Geld für den Schulbau. Es wurde auch ein Lehrer eingeladen. Da Kirchen und Gemeinden nicht überall waren, wurde ein Schullehrer zum Priester. Den Lehrer in einer Kolonie zählte man zu den zu achtenden Menschen. Er mußte auch dafür sorgen, daß die Schule ohne Probleme ihre Rolle spielen konnte.

In den Kolonien wurden Älteste (Schulzen) ausgewählt. Sie sammelten Geldmittel für gemeinsame Bedürfnisse und verwalteten die Koloniewirtschaft. Aus den Schulzenkreisen wurden auch Polizisten gewählt.

In Schulen wurde die Ausbildung in Deutsch verwirklicht, obwohl Kolonistenkinder russisch schreiben und lesen gelernt hatten. Es wurde in Schreiben, Lesen, Bibel, Arithmetik, Geographie unterrichtet.

Im Kosakengebiet des Don-Heeres (Wojsko donschoje) war die Zahl der Lutheranen doppelt so groß wie die der Katholiken. Rostoz Taganrog und Nowotscherkassk hatten katholische und lutherische Kirchen. Eine lutherische Kirche war auch in der Kolonie Rosenthal.

Einer neugegründeten Kolonie wurde ein deutscher Name zur Ehre der ersten Kolonien, die sich in anderen Regionen befanden, gegeben. Oder es war der Name der Koloniebegründer. Manchmal erhielt die Kolonie den Namen der betreffenden Gegend.

Das Land des „Stillen Don“ kennt manche berühmte Namen der Russlanddeutschen, die hier gelebt und gearbeitet haben. Einer der hervorragenden Dondeutschen war Alexander Johann Riegelmann. Er wurde in St. Petersburg im Jahre 1720 geboren. Einige Jahre arbeitete er im Dongebiet. Dank seines Wissensdrangs und seiner Arbeitsamkeit verfügt die Donortskunde über ausführliche Angaben der ersten Jahre nach der Gründung der Festung vom Heiligen Dmitrij Rostowski, die zur Ursache der Gründung der Stadt Rostow am Don wurde, sowie von der Stadt Rostoz selbst und ihrer Nebensiedlungen.

Alexander Riegelmann absolvierte die Militärakademie, wo er sich die Ausbildung eines Militäringenieurs erworben hatte. Er nahm an vielen Kämpfen der russischen Armee sowie am Bau von Grenzbefestigungen teil. Alexander

Riegelmann restaurierte und baute viele Festungen im Südosten des Landes um: Orenburg, Zarytzin (jetzt Samara), Astrachan, Ischym, Kisljar... Schon im Range eines Oberstleutnant baute er die Festung des heiligen Dmitrij Rostowski.

Im Jahre 1768, nach dem Auslaufen des Vertrages mit der Akademie der Wissenschaften Russlands, beschäftigte er sich mit der Beschreibung der Rostower Festung. Jedoch war das Manuskript nach seinem Tod verlorengegangen und wurde nach mehr als hundert Jahren bei der Untersuchung seines Familienarchivs zufällig gefunden. (Helene Tschesnok, „Dondeutsche“ Rostow am Don. 1994)

Später, schon im Range eines Ingenieur-Obersten, verwaltete Riegelmann die Arbeit an allen Befestigungsanlagen im Azowgebiet. 1779 entwarf er den Stadtplan Taganrogs. (A. Karpow, W. Kogan: „Azowsche Flotte und Flittillen“. Taganrog, 1994. Seite 114)

Wir fügen hier zum Schluß zu, daß Alexander Riegelmann der Autor der ersten Russland-Studie über Donkosaken war.

Den Nachkommen zum Nutzen

Das Schicksal mancher berühmter und namhafter Menschen deutscher Herkunft ist mit Taganrog verbunden. Zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Motiven waren sie hierher gekommen, und ihr Beitrag zur Stadtentwicklung war auch verschieden... Wir sprechen heute von einer der prominenten Figuren in der Geschichte Taganrogs, von Baltazar Kampenhausen.

Baron Baltazar Kampenhausen war der zweite Stadthauptmann in der Geschichte Taganrogs und bekleidete diesen Posten von 1805 bis 1809.

Im großen hohen Saal des neu restaurierten Palais des ehemaligen Taganroger Griechen Alferki, wo sich jetzt das Museum für Ortskunde befindet, hängen einige Porträts von prominenten Taganroger. Das Brustbild eines jungen Mannes in Uniform, mit höchsten russischen Orden – des Heiligen Alexander Newski und des Heiligen Wladimir – dekoriert, fesselt unsere Aufmerksamkeit.

1866 geschah etwas Außerordentliches. Nach dem Beschluß der Stadtbürger wurde dieses Porträt im Saal der Stadtverwaltung ausgestellt, wo sich vor dieser Zeit nur Bildnisse der Zarenfamilie befanden.

Baltazar Kampenhausen wurde am 5. Januar 1772 in der Familie eines vornehmen titulierten livländischen (Ostsee) Adligen geboren, dessen Vorvater seit der Zeit Peters des Großen im Dienste Russlands standen. Er erbe den Titel des Barons und erhielt in Deutschland eine ausgezeichnete Ausbildung und diente später einige Jahre im Innen-

und Außenministerium Russlands.

Ende des 18. Jahrhunderts, nach den erfolgreichen Kämpfen mit den Türken, erweiterte Russland seine Grenzen. Die Stadt Taganrog verlor allmählich ihre Bedeutung als Marinestützpunkt und verwandelte sich in eine Handelsstadt. Man beginnt mit der Erschließung der reichen Länder im nördlichen Azowgebiet. Mit schnellem Tempo entwickelte sich der südrussische Meereshandel, Taganrog wurde zu einem der Zentren dieses Handels.

1802 wurde nach dem höchsten Reskript in Taganrog die Stadtverwaltung geschaffen. Nach drei Jahren wurde auf diesen Posten Baron Kampenhausen berufen. Ausgezeichnetes Talent eines Verwalters und unermüdete Tätigkeit im Range des Stadthauptmanns erlaubten Baltazar Kampenhausen binnen kurzer Zeit, bedeutende Veränderungen im damals kleinen Taganrog zu erzielen. Nach seiner Initiative wurde schon 1805 Taganroger Zollrevier geschaffen, woraufhin außer in unserer Stadt Taganrog auch Zollämter in Kertsch, Berdjansk, Mariupolj sowie Rostow am Don entstanden. Mit dem Erlaß der russischen Regierung vom 31. Oktober 1807 wurde Taganrog auf dem Gebiet des Handels und der Navigation die Polizeiaufsicht über die naheliegenden Städte Mariupolj, Rostow am Don und Nachitschewanj am Don übertragen.

Während der Verwaltung Kampenhausens geschah noch ein wichtiges Ereignis in Taganrog; die Stadt erhielt ihr Stadtwappen. Wir erwähnen hier kurz, daß die ersten russischen Stadtwappen mit einer neuen administrativen Teilung Russlands verbunden waren, die mit dem Erlaß von Katharina II. vom 7. November 1775 eingeführt wurde.

Jeder Stadt wurde eine Sonderurkunde verliehen, in der zaristische Vergünstigungen aufzeichnet waren. Der Urkunde wurde ein malerisch gezeichnetes Stadtwappen beigelegt, das vom Zaren bestimmt worden war. Mit Zeichnen, Ausarbeiten und Verteilen von Wappen befaßte sich das extra geschaffene heraldische Amt, das seit seinen ersten Tagen mit der Arbeit überhäuft wurde. Dann wurde Anfang des 19. Jahrhunderts beschlossen, diese Arbeit an die Gouvernementsverwaltungen zu übergeben, die an Ort und Stelle bestimmten, welche Motive das zukünftige Wappen wiedergeben würde. Das heraldische Amt selbst bearbeitete nur zugeschickte Projekte und bereitete sie zur höchsten Unterzeichnung vor.

Anfang des 19. Jahrhunderts zählte Taganrog zum Bestand des Ekaterinoslawer Gouvernements und war selbst das Verwaltungszentrum, d.h. es verfügte auch über die Rechte eines Gouver-

nements. Infolgedessen wurde Taganrog zum Träger gleich zweier Wappen, die von Zar Alexander I. bestätigt wurden.

Das Stadtwappen des Ekaterinoslawer Gouvernements, darunter auch das Stadtwappen von Taganrog, wurden am 29. Juli 1811 bestätigt. In Ekaterinoslaw wurde für Taganrog folgendes Sinnbild zusammengestellt: „Im oberen goldenen Feld wurde das Kadizium (der Stab von Merkur) dargestellt. Im unteren Teil des Schildes, im grünen Feld – ein Anker und im schwarzen Feld – eine goldene Garbe.“ (Archiv des Taganroger Museum für Ortskunde)

In der Praxis wurde aber ein anderes Wappen verwendet, das in Taganrog zusammengestellt wurde, denn das Ekaterinoslawer Wappen, obwohl es staatlich bestätigt wurde, fand bei Taganrogern keine Anerkennung und keine breite Verwendung. Noch im Februar 1808 befaßte sich das Komitee für Stadtbau nach dem Beschluß von Baltazar Kampenhausen mit dem eigenen Sinnbild, dessen Entwurf vom Imperateur Alexander I. am 10. April 1808 unterzeichnet wurde. Da ist eine kurze Beschreibung: „Der Schild besteht aus vier Teilen. Der erste Teil – im silbernen Feld zwei blaue Streifen. Der zweite Teil – im Purpurfeld das Monogramm des Stadtbegründers, Peters des Ersten, und Gründungsjahr – 1698. Der dritte Teil – im blauen Feld ein Stör. Der vierte Teil – im Silberfeld zwei goldene Anker, kreuzartig gelegt und oben das Kadizium. In der Mitte im kleineren Feld – das rote Kreuz.“ (Archiv des Taganroger Museums für Ortskunde)

Die Bestätigung des Taganroger Stadtwappens befestigte die Stadtautorität und erhöhte die Stadttrolle in der Region und auch in ganz Russland.

Mit höchstem Reskript vom 8. Mai 1808 wurde das Projekt Kampenhausens über den Meereshandel bestätigt. In dem lautete es: „Für die besondere Begünstigung der Seeschifffahrt von Kaufleuten im Azowschen Meer sollten sich in der Kompetenz des Taganroger Stadthauptmannes, des wirklichen Kammerherrn Baron Kampenhausens alle... Leuchttürme und Leuchtschiffe befinden, sowie alle an Ufern gelegene Liegeplätze der Kaufleute, Werften u.a., was zu dieser Angelegenheit gehören kann.“ (Archiv des Taganroger Museums für Ortskunde)

Nach dem Erlaß von Alexander I. vom 12. Juni 1808 wurde der Stadthauptmann „zwecks Nutzens des Taganroger Handels“ von der Unterordnung unter die Verwaltungsorgane der Region Noworossijsk befreit und St. Petersburg untermittelbar unterstellt. Binnen einer kurzen Frist stärkte Baron Kampenhausen Rechte und erweiterte Befugnisse des Stadthauptmannes, er konzentrierte in seinen Händen den ganzen

Handel Südrusslands über Häfen des Azowschen Meeres.

Baltazar Kampenhausen schenkte große Aufmerksamkeit der Entwicklung und der Städteinrichtung, obwohl für diese Zwecke viel Geld benötigt wurde.

1808 begann das Handelsgericht seine Arbeit

–Anno 1809 wurde das Amt des Stadtarztes und der Geburtshelferin gestiftet und die erste Taganroger Apotheke eröffnet.

Zu dieser Zeit verwandelte sich Taganrog in eine große Hafenstadt. Es wurde schöner und geräumiger. Am 10. Juni 1806 beginnt das Städtebaukomitee, seine Tätigkeit, das sich mit der Planung des ganzen Stadtterritoriums befaßt. Der Architekt Dupond de Larno, ein Franzose, leitete das Komitee. Eine der großen Errungenschaften des Komitees war die Ausarbeitung eines Generalplanes mit gradlinigen Straßen, die einem gemeinsamen Zentrum.

Um die Städteinrichtung besorgt, erlangte Kampenhausen eine Regierungsgenehmigung, Graben und Erdwälle der abgeschafften Taganroger Festung zu planieren, da sie die Stadtplanung und das Straßennetz verhindert hätten. Alle Gesellschaftsgebäude wurden auf Kosten des Staates gebaut. Durch den Handel reich gewordene Grundbesitzer in der Stadtumgebung und Taganroger Kaufleute ließen prächtige Häuser im Stadtzentrum bauen. Im Jahre 1806 hatte Taganrog schon 744 Steinhäuser.

Taganrog hatte einen strahlenförmigen Stadtgrundriß. Die Längen galten als Straßen und ihre Kreuzungen als Gassen. Nach der Anordnung von Baron Kampenhausen erhielten zehn schon bebauten Straßen ihre zeitweiligen Ziffernbezeichnungen: Erste Längestraße, Zweite Längestraße usw..

Mit der Bestätigung des Generalplanes Taganrogs im Jahre 1808 erhielten die Straßen auch Namenbezeichnungen, die jedoch später mehrmals geändert wurden. Zur selben Zeit begann man mit dem Pflastern von Bürgersteigen auf zwei Hauptstraßen, und Ingenieur Dreier bekam die Aufgabe, alle notwendigen Papiere zum Straßenpflastern bereitzuhalten. Die Stadt bekam auch Ölbeleuchtung.

Man führte Begrünungsarbeiten durch. Am 2. April 1806 wurde der Stadtgarten gegründet, damals hieß er noch der Apothekegarten.

Die Kommission des Generalstabs, die Taganrog besucht hatte, bezeugte: „Taganrog kann als erste, nach Größe und Schönheit, Stadt genannt werden. Seine Sauberkeit ist besonders bemerkenswert, die in anderen Städten nicht immer zu sehen war.“ (Archiv des Taganroger Museums für Ortskunde)

Auch die geistlichen Bedürfnisse der Katholiken wurden von Kampenhausen nicht ver-

gessen. Zuerst hatten sie keine eigene Kirche, doch nach dem Ersuchen des Barons wurde von Zar Alexander I. ein Kirchenbau auf Staatskosten genehmigt.

Wo fand Baltazar Kampenhausen so viel Kraft und Energie her, daß er so viel geschaffen hatte? Rege Tätigkeit Kampenhausens wurde von der russischen Regierung sehr hoch geschätzt. 1809 wurde er nach St. Petersburg abberufen und verrichtete den weiteren Dienst in der Hauptstadt. Er war erst das Mitglied des Staatsrates und dann Staatskontrolleur und zuletzt stand er an der Spitze des Innenministeriums. Er starb 1823 im Alter von 52 Jahren.

Die Taganroger Periode Kampenhausens fand 1809 ihr Ende. Und während der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts bekleidete den Posten des Stadthauptmannes noch ein Baron: Otto Roman Franck. Wir wissen von ihm sehr wenig. Der Taganroger Historiker Paul Philewski schrieb von ihm ziemlich mißbilligend: „Die Zeit des tätigen Stadthauptmannes... begann ebenso traurig, wie die vorige (das war Cholera) beendet hatte, nämlich mit Hunger. Eine besondere Initiative und eine Einwirkung auf Stadtangelegenheiten konnte man nicht bemerken, das war der ergebene Diener des Grafen Woronzow.“ (Paul Philewski. Die Geschichte Taganrogs. Seite 188) Graf Woronzow war damals der Gouverneur der Noworossijski Region, zu der Taganrog zählte. J.A.

Otto Roman Franck hatte nach einigen Angaben seine Vorahren an der Ostsee, die, wie auch Vorahren Kampenhausens, im Dienste der russischen Monarchen standen. Francks Tätigkeit als Stadthauptmann war nicht so bedeutungsvoll wie die des Barons Kampenhausens, doch blieb sein Name auf dem Stadtplan Taganrogs noch eine lange Zeit.

Das alte Taganrog war von Landgütern, Gärten und Sommerhäusern umgeben, die vornehmen und reichen Taganrogern gehörten. Noch während der Nachkriegszeit war im Gedächtnis der älteren Generation der Name „Kulshinski“ lebendig. Das war ein umfangreiches Territorium, das sich vom Stadtrand, dem Meeresbusen entlang bis zur heutigen Straße nach Rostow am Don ausdehnte. Hier befanden sich Gärten und Sommerhäuser des Barons Franck.

Das Landgut des Barons war eine lange Zeit als Frankowka bekannt, was eigentlich Francks Dorf bedeutet. Es ist interessant, daß noch vor der Revolution ein Doppelname Frankowka-Baronowka erschienen war. Noch Anfang der sechziger Jahre konnte man hier Reste von diesem einst umfangreichen Landgut sehen, das sich damals schon vor dem Zaun des erweiterten

Eisenhüttenwerkes befand. Später wurden auch letzte Häuser abgerissen, ihre Bewohner in Mietskasernen untergebracht und der Name Baronowka war vergessen. Frankowka-Baronowka wurde vom Eisenhüttenwerk verschlungen.

Aber das Andenken an Baronowka blieb wie früher für Taganroger erhalten. Denn gerade hier wurde im Jahre 1844 der bekannte russische Maler Konstantin Apollon Ssawitzki geboren. Dieses kleine Stück Heimat hatte er immer lieb: „Taganrog, Azowsches Meer und meine geliebte Frankowka erwärmen und unterstützen mich, und Heimatbilder begeistern meine schöpferische Tätigkeit,“ schrieb er später.

Mit dem Namen von Baron Franck ist noch ein interessantes Ereignis verbunden. Manche Taganroger werden von der Steintreppe zum Meer, einer der Stadtsehenswürdigkeiten, begeistert. Auf dem oberen Treppenpodest befindet sich noch eine Sehenswürdigkeit: die Sonnenuhr. Das Datum ihrer Entstehung in unserer Stadt war eine lange Zeit unbekannt. Paul Philewski schrieb in der „Geschichte Taganrogs“, daß diese Uhr in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts aufgestellt wurde.

Als aber 1973 während der Restaurierung der Uhr vom Podest eine Marmorplatte abgenommen wurde, zeigte sich auf ihrer Kehrseite eine Inschrift „Anno 1833 in Taganrog. Stadthauptmann Otto Roman Franck“.

Leider blieb ungeklärt, ob die Errichtung der Sonnenuhr auf Kosten des Barons oder auf Stadtkosten vorgenommen wurde.

Die Tragödie des Generals Rennenkampf

Die Nacht am 31. März 1918 war trotz Taganroger Frühlings besonders kalt und dunkel. Vor der Stadt zur Eisenbahnstation Marzewo, die sich in der Nähe Taganrogs befand, dem Eisenbahngleis entlang, bewegte sich eine Gruppe bewaffneter Menschen. Trübes Mondlicht beleuchtete matt lederne Mützen und rotgardistische Helme. In der Mitte der Gruppe hinkte die gebückte Figur eines Greises. Nun blieb die Gruppe stehen. Nach einer Zeit ertönte ein kurzes Kommando, dann wurden Schüsse abgegeben, und die gebückte Figur fiel. So endete der irdische Weg des ehemaligen Generals des zaristischen Russlands, des Kavaliers vom Orden des Heiligen Georgij, des Teilnehmers von drei Kriegen... Paul Karl Rennenkampf.

Es war zweifellos eine außergewöhnliche Persönlichkeit. In seiner Jugend war das ein Mensch von riesiger Statur, mit blonden Haaren und mit einem üppigen Schnur- und Backenbart. Russisch sprach er ohne jeden Akzent.

Er hatte zahlreiche Verbindungen in St. Petersburg, doch

ließ er sich selten am Zarenhof sehen, wo er mit seiner Ähnlichkeit mit Alexander II. manche Leute in Erstaunen versetzt hatte und gab damit einen Anlaß für Hofgerede, daß er angeblich der uneheliche Sohn des Zaren sei. Aber das war nur Gerede.

In Annalen der heraldischen Kommission Russlands sind Dokumente erhalten, auf Grund deren man über das Alter der Rennenkamps Gens urteilen kann. Sie hatten ihre adligen Wurzeln im Osnabrücker Bistum zwischen 16. und 17. Jahrhundert. (Archiv des Taganroger Museums für Ortskunde)

Joachim Rennenkampf, der 1658 verschieden war, wohnte in der Stadt Riga (jetzt Lettland), wo er im Stadtgymnasium als Professor Gesetzkunde unterrichtete und dann Ratsherr der Stadt Riga wurde.

Karl Friedrich Rennenkampf, 1848 verstorben, bekleidete den Posten des Vorgesetztenhelfers in der kaiserlichen Militärakademie zu St. Petersburg. Sein Sohn, Konstantin Karl Rennenkampf, der 1826 bis 1897 lebte, diente zuerst als Staatssekretär und bekleidete später den Posten eines Senators.

Paul Georg Karl Edler Rennenkampf wurde im Jahre 1854 geboren. Seit seiner Kindheit träumte er, Kavallerieoffizier zu werden. Aber der Vater schickte ihn in eine Infanterieschule in Helsingfors (jetzt Helsinki). Nach dem Abschluß diente Rennenkampf in einem der Infanterieregimenter, dann, Prüfungen bestanden, studierte er an der Nikolaj-Akademie des Generalstabs und war einer ihrer besten Hörer. Nach dem Militärpraktikum diente er im fünften Ulanenregiment und bekleidete dann verschiedene Posten im Warschauer Militärbezirk.

1895 wurde Rennenkampf zum Kommandeur einer der Eliteinheiten der russischen Kavallerie ernannt. Das war das Achtyrski Husarenregiment, das älteste in der russischen Armee, dessen Kommandeure die verdientesten Kavalleristen waren.

Als Rennenkampf an der Spitze des Achtyrski-Regiments stand, bekam er große militärische Erfahrung. Unbändige Energie, waghalsige Tapferkeit, ausgezeichnete Sachkenntnis und nicht zuletzt höhere Begünstigung in Militär- und Zivilkreisen – das waren zusammen Teile seines Erfolgs.

Breite Bekanntheit in Militärkreisen erhielt er während des chinesischen Feldzuges im Jahre 1900, wofür er mit zwei St. Georgij-Kreuzen vom dritten und vierten Grade, sowie mit der Georgij-Waffe mit Brillanten ausgezeichnet wurde. Das war die höchste Militärauszeichnung.

Anton Denikin, einer der Anstifter „der weissen Bewegung“ in Russland, schrieb in seinen Memoiren: „Militärs

verhielten sich im Allgemeinen skeptisch zu den „Helden“ des Chinesischen Krieges, weil sie ihn als „unecht“ betrachteten. Aber der Kavalleriestreifzug Rennenkamps, Tapferheit und Forscherheit wegen, verdiente allgemeine Anerkennung.“ (Archiv des Taganroger Museums für Ortskunde)

Anton Denikin, der sehr gut Rennenkampf nach dem gemeinsamen Dienst gekannt hatte, versuchte ihn sachlich zu beurteilen. Die beiden trafen sich noch einmal im Laufe des russisch-japanischen Krieges 1904–1905, der, wie es bekannt ist, für Russland ein tragisches Ende hatte. Paul Rennenkampf wurde der Kommandeur der Transbaikalischen Kosakendivision in Sibirien. Anton Denikin bekleidete den Posten des Stabchefs der Division. Während gemeinsamer Dienstverrichtung bemerkte er, daß Rennenkampf... „ein geborener Soldat war. Er war persönlich sehr tapfer und hatte keine Angst vor der Verantwortung, kannte sich in Kampfsituation gut aus, immer vorwärts strebend und gelassen handelnd.“ (Archiv des Museums für Ortskunde)

Am 1. August 1914 proklamierte Deutschland den Krieg gegen Russland. Bei Beginn der Kriegshandlungen führte Paul Rennenkampf das Kommando über die Erste Russische Armee. Im Kampf bei Gumbinnen griff der General der deutschen Armee Pritwitz mit zwei Korps Heeresverbände Rennenkamps an und erlitt eine vernichtende Niederlage. Die Deutschen zogen sich in Unordnung zurück, indem sie schwere Verluste davongetragen hatten. General Pritwitz wurde abgesetzt. Rennenkampf begann nach vorwärts zu rücken. Doch wegen der schlechten Koordinierung der Kampfhandlungen von der Seite des Befehlshabers der nordwestlichen Front, des Generals Jakob Shilinski, konnte Rennenkampf kein Zusammenwirken mit der Armee des Generals Ssamssonows verwirklichen, die sich während eines Marsches ausgedehnt hatte. Der deutsche General Hindenburg, der an die Stelle des abgesetzten Generals Pritwitz trat, zerschlug mit aller Kraft die Schlachtordnung Ssamssonows bei Soldau. Von Deutschen umzingelt, erschoss sich General Ssamssonow. Nach der Niederlage seiner Armee versuchte der Frontbefehlshaber, General Jakob Shilinski, in einem Rapport an den Oberbefehlshaber für die Katastrophe den General Rennenkampf anzuklagen, was ihm aber nicht gelungen ist.

Anton Denikin schrieb: „Nach der Niederlage der Ssamssonows Armee und nach dem ersten Misserfolg fremder Fehler wegen, sank er. Das verbreitete Gerücht, daß er Ssamssonow verraten hätte, bedrückte ihn. Es war dazu ge-

kommen, daß er in späteren Militäroperationen keine Entschlossenheit und Tapferkeit zeigte; Anfang 1915 wurde er des Kommandos der Armee enthoben und in den Ruhestand geschickt. Rennenkampf war damals 60.“ (Archiv des Museums für Ortskunde)

Während des Ersten Weltkrieges verhielt sich die russische Regierung misstrauisch gegenüber Russlanddeutschen und schlug manchen von ihnen vor, in ihre historische Heimat zurückzukehren. In der russischen Hauptstadt begann eine antideutsche Hysterie. Es war dazugekommen, daß im Jahre 1915 die Stadt St. Petersburg in Petrograd (Peterstadt) umbenannt wurde.

Nach der Beendigung seiner militärischen Laufbahn ließ sich Paul Rennenkampf in Petrograd nieder. Sein originelles Äußeres, üppiger Schnurbart und sibirische Kosakenuniform, wurde allzugesamt dem Publikum nach Bildern in Zeitungen und Zeitschriften seit der Zeit des Japanischen Krieges bekannt. Man erkannte ihn leicht, und auf den Straßen und in öffentlichen Stellen wurde er Beleidigungen ausgesetzt. Man kann sich vorstellen, wie das alles der alte General überlebte, in dessen Formular drei Kriege niedergeschrieben wurden.

Die provisorische Regierung hatte Rennenkampf in Haft genommen. Er wurde in der Peter- und Paulfestung zu St. Petersburg eingekerkert, wo er sich im Trubezkoi-Bollwerk befand. Seine Gesundheit verfiel.

Nach Petrograd kam aus Taganrog die Gattin des Generals. Nach vielen Plagen ist es ihr gelungen, den kranken Gatten ins Krankenhaus zu schaffen. In Zivil angekleidet, fuhr Rennenkampf mit seiner Gattin nach Taganrog. Die Fahrt war günstig, ein kranker Alter, der im Abteil auf der oberen Liegebank lag, war für Kontrolleure nicht verdächtig. Aber von seiner Georgischen Waffe, mit Brillanten verziert, wollte sich der General nicht trennen und brachte sie ohne jede Umstände nach Taganrog.

Bevor wir von der Taganroger Periode Rennenkampfs erzählen, kehren wir zu seinem Familienleben zurück. Paul Karl Rennenkampf, oder auf russisch Pawel Karlowitsch, war mit der Einwohnerin Taganrogs, Vera Nikolajewna, der Tochter des Stabskapitäns Nikolaj Leonutows, verheiratet. Für Vera Nikolajewna war das die zweite Ehe. Rennenkampf adoptierte ihre Tochter Olga aus der ersten Ehe mit dem Taganroger Griechen Georgi Krassa. Die Mutter und die Tochter wohnten in Taganrog in der Griechischen Straße, nicht weit vom Roten-Kreuz-Krankenhaus. Hierher brachte Vera Nikolajewna ihren kranken Mann.

Am 19. Januar 1918 wurde die Macht in der Stadt von Bolschewiki ergriffen. Am 28. Januar kamen nach Taganrog reguläre Einheiten der Roten Armee.

Der Taganroger Historiker Paul Philewski schrieb in seinen Memoiren, daß mit der Ankunft der Bolschewiki nach Taganrog auf den Straßen ihre Befehle erschienen waren. Es war schwer zu unterscheiden, wer wirklich die Macht hatte. Offensichtlich spielte die Hauptrolle ein gewisser Werchowski. Dabei waren Befehle eines gewissen Tschaikin zu sehen, der die Auszahlung der Kontribution verlangte. Dann kam noch ein Matrose. Sein Stab befand sich in der Nikolajstraße.

Zuerst interessierte sich keiner für den General Rennenkampf, der in Taganrog unter dem Namen Fjodor Smokownikow wohnte. Jedoch nach einer kurzen Zeit wurde er erkannt und im März 1918 in Haft genommen. Er stand demselben Werchowski zur Verfügung, der sich zuerst zu Rennenkampf ziemlich loyal verhalten hatte. Diese Loyalität klärte sich bald: Werchowski schlug dem General aufdringlich vor, das Kommando über die Einheiten der Roten Armee zu übernehmen, die mit der Weissen Armee gekämpft hatten. Rennenkampf weigerte sich entschlossen, indem er die Todesgefahr auf sich lenkte.

Seine Gattin Vera Nikolajewna quälte sich mit Vorahnung eines schrecklichen Unglücks und kam jeden Tag zum Gebäude der Kommerzversammlung, die sich im Alferaki-Palais befand. Hier wurden Rennenkampf und andere Arrestanten gehalten. Sie grämte sich mit Erwartungsgefühl.

So verging ein Monat. Nach Taganrog kam der Oberbefehlshaber der Roten Armee im Süden Russlands, ein gewisser Antonow. Werchowski fragte ihn, was er mit dem General, der sich weigert, den Bolschewiki zu dienen, weiter machen sollte. „Wie, ist der General noch am Leben“, fragte Antonow erstaunt. Und das Schicksal Rennenkampfs löste sich in einem Augenblick.

Zur selben Zeit näherten sich deutsche Einheiten, die die Ukraine okkupiert hatten, der Stadt Taganrog. Bolschewiki bereiteten sich vor, Taganrog zu verlassen. Man sprach davon, daß manche von ihnen für illegale Arbeit bleiben würden. Rennenkampf, der viele von ihnen ins Gesicht kannte, wurde gefährlich.

Nun kam jene Märznacht und das Unvermeidliche geschah. In Zeitungen jener Zeit konnte man lesen, Rennenkampf würde für Verbrechen gegen Volk und Revolution erschossen. Was könnten diese Berichte verbergen? Rennenkampf unternahm ja keine aktive Tätigkeit gegen Bolschewiki. Es wurde jedoch gesagt, daß er mit einem kleinen Trupp den Versuch unternom-

men hätte, zum General Kornilow durchzubrechen, doch das wäre ihm nicht gelungen.

Vera Nikolajewna hatte sehr viele Menschen ausgefragt, um von den letzten Lebensminuten ihres Mannes zu erfahren. Einige von ihnen meinten, daß während der letzten Minuten vorm Erschießen Rennenkampf sich furchtlos und sogar frech benommen hätte. Man munkelte sogar, daß er vor dem Tod gefoltert worden sei, während deren ihm die Augen ausgestochen wurden.

Nach der Hinrichtung ihres Mannes blieb Vera Nikolajewna noch eine Zeit in Taganrog. Nicht lange vor der Abfahrt, am Ende des Jahres 1919, übergab sie zweimal dem Tschschowmuseum Taganrogs wertvolle Sachen, die sie von Paul Rennenkampf hatte: prachtvolle japanische Tands, Waffen- und Porträtsammlungen. Die Witwe spendete dem Museum fünfundzwanzig Porträts in Rahmen, dreißig Säbel, eine Aufnahmensammlung. Der Stolz Rennenkampfs, der Säbel mit Brillanten, war darunter. Das alles kostete sehr viel Geld. Aber fürs Geld hatte Vera Nikolajewna nie Interesse. Sie beschloß, diese Sammlung in Russland zu lassen. Dem Volke zur Belehrung und zum Andenken an ihren Gatten, Paul Karl Rennenkampf.

Im Jahre 1920 verließ Vera Nikolajewna Taganrog für immer. Ihr Weg ging durch die Krim, durch Griechenland und Frankreich nach Paris, wo sie sich niedergelassen und den Rest ihres Lebens verbracht hat. Von Paul hatte sie eine Tochter. Soviel bekannt wurde, wohnte Tatjana Pawlowna während der 70er Jahre in der Hauptstadt Frankreichs. Sie sammelte sorgfältig alle Dokumente, die mit dem Leben ihres Vaters verbunden waren. Unter ihren Reliquien war der Brief des deutschen Generals Hindenburg an ihre Mutter, worin er geschrieben hatte, daß General Rennenkampf an der Niederlage der Ssamssonows-Armee keine Schuld hatte.

Das Leben Paul Rennenkampfs, eines russischen Generals der deutschen Herkunft, ist das helle Beispiel des Dienens dem russischen Vaterland, wie auch eine Tragödie des Menschen, der am Ende seines Lebens seine Ideale verloren hatte.

Millers, die Donkosaken

Im Juni 1995 feierte die Stadt Nowotscherkassk, die Hauptstadt der Donkosaken, ihren 190. Gründungstag. Über viertausend Kosaken vom Territorium des Donheeres sowie Gäste aus Kuban, Stawropolj und Tjerek waren versammelt. Während der Feier besuchten Wirte und Gäste das Museum des Donkosakentums. Hier wurde die Ausstellung der Reliquien des Adelsgeschlechts Miller eröffnet. Ein vornehmer Gast aus dem Ausland war dabei. Xenia Miller, Nachkomme von Kosaken

und Deutschen, die mit der Geschichte Taganrogs verbunden waren. Sie hatte zu der Errichtung der Ausstellung viel beigetragen und kam extra zur Eröffnung aus München geflogen, wo sie jetzt wohnt. Vor Nowotacherkassk besuchte Xenia Miller Taganrog.

Die Geschichte der Millers ist noch eine interessante Seite im Buche der Taganrog-deutschen Verbindungen. Die Millers gaben der Welt Krieger und Intellektuelle, Politiker und Geschäftsleute. Als Stammvater der Familie Miller galt Johann Miller, der bei dem preussischen Kurfürsten Friedrich III. gedient hatte. Seine Söhne traten in die Dienste Zar Peter I. ein. Einer von ihnen, der auch Johann hieß, nannte sich schon auf russisch Iwan und war Artilleriekommandeur der russischen Armee. Wie Familiensagen lauten, nahm er am Sturm der türkischen Festung Adzak (Azow) teil. Hier erwähnte man auch, daß er gegen Türken mit Zaporosh-Kosaken zusammen kämpfte. Für die Tapferkeit und die Dienste für Zaren wurde dem Geschlecht der Russlandmillers ein besonderes Wappen verliehen.

Der zweite Sohn Johanns, der Georg, auf russisch Jegor, wurde auch Militär und diente, wie es lautet, in der Artillerie. Doch sein Sohn, Abram Egorowitsch, war der Leibmediziner der russischen Kaiserin Elisabeth. Er übersiedelte an den Don im Jahre 1742 und wurde erst Truppenarzt und dann der Vorgesetzte der medizinischen Verwaltung des Don-Heeres. Er ließ sich in Tscherkassk (uralte Hauptstadt der Kosaken) nieder, nahm die griechisch-katholische Religion an und heiratete eine Verwandte des Kosakenatamans S. D. Efrjemow.

Es sei betont, daß Miller die Kosakenfrau heiratete und infolgedessen mit manchen bekannten Kosakenfamilien am Don verwandtschaftlich verbunden wurde. Die Millers erwiesen sich als sehr kriegslustig. Ihre männlichen Vertreter dienten in der Regel im Ataman Leibgarderegiment und nahmen praktisch an allen russisch-türkischen Kriegen teil. Sie wurden mehrmals mit höchsten russischen Orden und Medaillen ausgezeichnet.

Xenia Michailownas Großvater von der Seite des Vaters, Alexander Nikolajewitsch Miller, bekleidete nach der Eingliederung Taganrogs in das Gebiet des Don-Heeres im Jahre 1888 hohe Posten in der Administration. Er war auch der Friedensrichter und der Vorsitzende des Friedensrichterverbandes im Taganroger Kreis, von 1872 bis 1916 oberes Mitglied der Stadtverwaltung und sogar Stellvertreter des Stadtoberhaupts. Diese ehrenhafte aber mühevollen Pflicht verrichtete er von 1883 bis 1903. Seine letzten Jahre verbrachte Alexander Miller in Taganrog in der Griechischen Straße.

Die Söhne von Alexander Miller trugen auch viel zu der

Entwicklung der Wissenschaft und Kultur bei. Alexander Alexandrowitsch Miller war der Kustos des Museums Alexander III. in St. Petersburg. Nikolaj Alexandrowitsch arbeitete eine lange Zeit mit dem Taganroger Museum für Ortskunde. In den zwanziger Jahren übergab er dem Museum das Bildnis seines Vaters. Der dritte Sohn Alexander Millers, Michail Alexandrowitsch, der Vater von Xenija Michailowna, setzte die Familientradition fort. Er erhielt eine ausgezeichnete Ausbildung, im Jahre 1903 absolvierte er das Taganroger Gymnasium und 1908 die historische Fakultät der Moskauer Universität und später noch die juristische Hochschule in Charkow.

Michail Miller war Friedensrichter im Taganroger Kreis von 1913 bis 1920. Dann war er Dozent der Nordkaukasischen ökonomischen Hochschule in Taganrog. Er wurde auch der Professor der Rostower Universität im Fach Vorgeschichte und Archäologie. Er machte viele Entdeckungen auf dem Gebiet der Archäologie und viele archäologische Ausgrabungen, schrieb glänzende archäologische Arbeiten, die in der wissenschaftlichen Welt hoch geschätzt wurden, insbesondere die Monografie „Tanais“, die heute zur Rarität geworden ist.

1932 wurde in Taganrog die Tochter Michail Millers, Xenija, geboren. Der Krieg veränderte das Familienschicksal Michail Millers. Es kamen lange Wanderungsjahre, zuerst Polen, dann Österreich und schließlich Deutschland.

Heutzutage wohnt Xenija Miller in München. Sie ließ sich in Deutschland als Fremdsprachenfachfrau ausbilden; von 1953 bis 1959 arbeitete sie kontraktgemäß in USA als Fremdenführer bei der UNO. Dann folgte die Arbeit in Deutschland, als Radiojournalist. Sie übersetzte Artikel von Wladimir Maximow, der Redakteur der Zeitschrift „Kontinent“ war. Jetzt hat Xenija Miller zwei Söhne und acht Enkelkinder.

Sie vergißt die Stadt ihrer Kindheit nicht. Als sie die städtische Gemäldegalerie besuchte, sagte sie, daß sie bereit sei, die Restaurierung von Familienportraits, die glücklicherweise bis heute aufbewahrt wurden, zu sponsern. Das letzte Mal besuchte sie Taganrog am 20. November 1996. Während ihres Aufenthalts sprach sie den Wunsch aus, die Ausstellung aus Nowotscherkassk auch in Taganrog zu zeigen. Sie hatte manche Taganroger Kosaken kennengelernt und wurde zum Ehrenmitglied ihres Verbandes in Taganrog. Als sie Taganrog verließ, versprach sie, ihre Eindrücke in der „Russisch-Deutschen Zeitung“ zu veröffentlichen.

Taganroger Lichtspiele

Mit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts drang ins Leben der Taganroger der Kinetograph stürmisch ein. In

der Peter Hauptstraße, Ecke der Poltawa Gasse, baute ein Kaufmann namens Anton Sfaelo im letzten Zehntel des vorigen Jahrhunderts ein anderthalbstöckiges Haus. Hinter diesem Gebäude in der Poltawa Gasse befand sich noch eins, das wie ein Speicher aussah. 1907 wurde das Gebäude von den Brüdern Bommer gepachtet, die dann einen Elektrobiograf unter dem Namen „Frankreich“, zu Ehren der Kinoh Heimat, eröffnet hatten. Im Januar 1909 wurde das Lichtspieltheater vom Deutschen Gernstein gekauft und vom ersten Tage an hatte es einen großen Erfolg beim Taganroger Publikum. Doch Erfolg ging in Unglück über. Am 18. Juni 1909 war es in Flammen aufgegangen. Im Januar 1910 hatte Gernstein wieder Pech. Die Städtische Elektrogesellschaft beschuldigte ihn der Manipulation mit der Elektrizität; das Lichtspieltheater wurde für eine lange Zeit von der Elektroenergie abgeschaltet. Im Jahre 1911 bemühte sich Gernstein um den Kauf eines neuen Gebäudes für sein Kinotheater in der Peter Straße, und das „Frankreich“ ging auf eine andere Person über. Das Pechgebäude brannte noch einige Male und wurde schließlich während des zweiten Weltkrieges völlig zerstört.

Jetzt wandte sich Gernstein an die Schwiegermutter des Taganroger Historikers Paul Philewski mit der Bitte, ihm ein großes Bodenstück, dem Stadtgarten gegenüber, zu verpachten. Nach der Genehmigung durch Kleopatra Romanowna und nach der Erledigung aller Formalitäten machte sich Gernstein an die Arbeit. Er hatte vor, dort einen Zirkus und einen Elektrobiografen für Tausend Sitzplätze zu errichten. Gernstein wollte sich darauf nicht beschränken und hatte auch vor, hier ein Skatingring und andere Vergnügungseinrichtungen zu bauen.

Doch zu dieser Zeit hatte das Haus einen neuen Besitzer, den Türken Anton Kostalos, und Gernstein baute an das Haus in der Peter Straße einen langen Raum für Zuschauer. Hier eröffnete der Deutsche am 17. Juli 1912 das Lichtspieltheater „Russland“, das als feuerfest galt. Der Zuschauerraum war 20 Meter lang und 12 Meter breit und galt damals als der größte in der Stadt.

Während der ersten Jahre der Sowjetunion arbeitete hier „das Neue Dramatische Theater, dann der Klub der Eisenhüttenwerker. 1934 wurde das Gebäude dem Klub der Gerberei übergeben. Während der deutschen Besatzung 1941 bis 1943 arbeitete hier „das Ukrainische Volkstheater“. Heutzutage befindet sich hier der Klub der Gerberei. (geschrieben auf Grund des Materials des Archivs für Ortskunde)

Deutsche im Eisenhüttenwerk (geschrieben zum 100. Gründungsjahr des Eisenhüttenwerkes)

Der Industrieboom, der Russland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergriffen hatte, kam zur Jahrhundertwende bis Taganrog herunter. Zu jener Zeit hatte Taganrog schon einige große Werke und Fabriken, unter deren Besitzern auch Deutsche waren.

Noch im August 1837 gründete der deutsche Staatsangehörige Ernst Karl Neumann die Seifensiederei und die Toiletenseifenfabrik. Der Auswanderer aus Bayern, Christian Friedrich Bille, eröffnete im November 1877 die Bierbrauerei in Taganrog, und der Name seines Schwiegersohns, Basener, ist heutzutage auf Etiketten der Taganroger Brauerei zu sehen.

Mit der Errichtung großer Industriebetriebe in Taganrog während der Jahrhundertwende drang in die Stadt großes ausländisches Kapital ein. 1894 wurde vom Staatsrat Nikolaj Fliege und vom belgischen Staatsangehörigen, dem Grafen Paul de Gemptine, Gustav Transester und vom Ingenieur Julij Gerpenji die Russisch-Baltische Aktiengesellschaft gegründet. Der Hauptinhaber der Aktien war der Belgier Albert New, der nicht ohne Grund auf große Profite gesetzt hatte, um später ein eigenes Kesselwerk in der Nähe zu bauen. Die Aktionäre kauften der Stadtverwaltung ein Bodenstück mit der Fläche von 272 Hektar ab, das sich am nordöstlichen Stadtrand, am hohen Meeresufer befand. (W. Bulgakow u.a. „Flamme, Menschen, Metall“. Rostow am Don, 1972. Seite 10)

In einem Jahr nach Baubeginn, am 18. Juli 1896, fand die feierliche Inbetriebnahme des Werkes statt. Doch die Produktion lief erst seit 27. September 1897.

Im Museum des Taganroger Eisenhüttenwerkes wurde ein historisches Dokument aufbewahrt. In diesem Papier berichtete der Sachverwalter der Taganroger Eisenhüttengesellschaft, Albert Nev, dem Vorsteher der südöstlichen Verwaltung der Gesellschaft von der Bauzeit und von der Zusammensetzung der Werkdirektion: „Laut Beschluss vom 2. Februar dieses Jahres unter der Nummer 487 habe ich die Ehre folgende Angaben mitzuteilen, die mit Gründung und Entwicklung unseres Werkes verbunden sind: a) Die Initiative der Errichtung des Werkes kommt von der Gruppe belgischer Kapitalisten, die an der Spitze folgende Teilnehmer haben – Eisenhütten-AG in Ugre (Belgien) – französische Gesellschaft der Walzwerke in Luvreall (Frankreich) – Walzwerke in Juppiellier (Belgien). Der Bauplatz wurde infolge der günstigen Lage in Bezug auf die Lieferung von Eisenerz aus Kertsch über See gewählt, sowie Produktionslieferungen über das Azowsche und

Schwarze Meer, gleichwie mit Rundreisen zu baltischen Häfen.

b) Die Bauarbeiten begannen im Juni 1896. c) Gesellschaftsgründer waren: Staatsrat Nikolaj Kerlowitsch Fliege, belgischer Staatsangehöriger, Gustav Ljwowitsch Transester, belgischer Staatsangehöriger, Ingenieur Julij Benuanowitsch Gerpenji. d) Erste Roheisenproduktion auf dem Hochofen – 1. Oktober 1897. e) Das Hauptkapital bei der Stiftung der Gesellschaft – 4 500 000 Rubel, Obligationskapital – 22 500 000 Rubel. Zur Zeit Aktionärskapital – 7 500 000 Rubel und Obligationskapital – 3 750 000 Rubel. f) Werkdirektoren seit der Gründung – Julij Benuanowitsch Gerpenji, Albert Augustowitsch Nev. g) Werkhallenleiter zur Zeit: Hochofen – Ingenieur G.A. Klein, Stahlgießerei – Bergingenieur L.M. Fortunato, Walzwerk – Ingenieure G. Wolters, A. Krause, N.P. Kann, Rohrproduktion – N.F. Pirs, Mechanik und Giesserei – Ingenieur P.E. Bodier, Bau – Ingenieur R.L. Lamman. h) Jahresumsatz des Werkes während der letzten zwei Jahre: 1902 – 6 700 000 Rubel, 1903 – 7 000 000 Rubel. Mit Hochachtung Sachverwalter der Gesellschaft A.A. Nev.“

Eine große Industrieproduktion erforderte eine große Menge von Fachleuten und Arbeitern. Und wenn auch Arbeitskraft in Taganrog und Umgebung in Hülle und Fülle war, so wurden Ingenieure und Fachleute von Werkbesitzern aus dem Ausland vorzugsweise eingeladen; auch aus dem Ruhrgebiet, wo die Eisenhüttenverarbeitung sehr entwickelt war.

Doch neben diesen Fachleuten kamen nach Taganrog aus Deutschland, durch höhere Löhne verlockt, ganz zufällige Leute. Das passierte insbesondere mit Engelbert Katterfeld, der schon als russischer Untertan nach Taganrog gekommen war. Im Werk war er für Unfälle verantwortlich, oder, wie wir jetzt zu sagen pflegen, für Sicherheitsmaßnahmen, doch war er nicht imstande, seine Pflicht ordentlich auszuführen, da er von der Hochofen-, Walz- und Giessereiproduktion wenig begriffen hatte. Ausländer dominierten in der Werksleitung und auch unter Ingenieuren und Technikern. Im Jahre 1911 arbeiteten hier etwa 194 Meister und Mechaniker, 143 davon waren Ausländer. Nach Angaben aus dem Jahre 1913 waren nur zwei Russen unter 15 Hallenleitern und deren Helfern und drei Russen unter 29 Meistern.

Für die Werksleitung wurden am Ende des vorigen Jahrhunderts komfortable Landhäuser am Meer gebaut, wo sich jetzt die Häuser der Werkarbeiter befinden. Von den Bauten, die vor hundert Jahren errichtet wurden, ist kaum etwas übriggeblieben, ausgenommen vielleicht das Gasthaus des Eisenhüttenwerkes.

Doch der größte Teil der Gebäude war durch Zeit und Mensch zerstört, und nur Ruinen erinnern daran, daß hier vor hundert Jahren prachtvolle Villen prangten, die in üppiges Grün gebettet waren. Hier, in einem der Landhäuser, wohnte im Jahre 1912 der Werksdirektor Hugo Klein. Ende des 19. Jahrhunderts kam der preussische Ingenieur mit seiner Frau Paula nach Taganrog, um im Eisenhüttenwerk als Leiter der Hochofenabteilung zu arbeiten, was er auch zehn Jahre lang getan hat.

Die Familie Kleins behielt ihre preussische Staatsangehörigkeit. Hugo war Katholik und seine Gattin lutherisch. Die Eltern hatten eine kleine Tochter namens Melithe, die am 21. Januar in Taganrog im Alter von drei Jahren an Lungentzündung starb.

Meister und Techniker des Eisenhüttenwerkes wohnten in Zweiwohnungshäusern auch in der Werknähe, nicht weit vom Landgut Frankowka-Baronowka. Heutzutage gehört das Territorium zum Eisenhüttenwerk, und diese „Cottages“ wurden erhalten. Noch heute kann man Reste von ehemaligen Grundstücken und von Obstgärten sehen.

Nach den Angaben des Taganroger Archivs zu urteilen, wohnte hier während der Jahrhundertwende ein gewisser Bernhard Hecker, Meister im Radreifenwerk. 1902 wurde er zum Taufpaten von Martha Emilie Eingeld, die in Taganrog am 13. Januar geboren wurde. Marthas Eltern: Friedrich Eingeld, ein Bauer aus Radsikow im Blonski-Kreis des Warschauer Gouvernements, und seine Frau Ottilde, geborene Böttner.

Das Walzwerk in Taganrog wurde 1897 in Betrieb gesetzt. Seit der Gründung arbeitete hier Ingenieur August Adolf Krause als Werksleiter. Er kam nach Taganrog aus dem Ruhrgebiet mit seiner Frau Emma, geborene Heinrich. Am 1. Juni 1900 wurde in ihrer Familie in Taganrog die Tochter Erika und ein Jahr später, am 3. November 1901, der Sohn Heinrich geboren. Die Paten von beiden Kindern wurden Ingenieur Hermann Bessel und seine Frau Olga, geborene Strauss. Damals wohnte die Familie Krauses in der Deutschen Straße, Im Hause 9.

Dem Ingenieur Krause war der Meister des Walzwerkes Viktor Michael Kupka untergeordnet, der im Arbeiterviertel des Eisenhüttenwerkes, in der Fünften Neusiedlungsstraße, Haus 7, wohnte. Viktor Kupka stammte aus dem Ruhrgebiet, wo er die Grundschule absolviert hatte und danach seine technische Fachausbildung erhielt. Später war er Walzer in einem der deutschen Werke im Ruhrgebiet. Nach Taganrog kam Kupka im Januar 1909 als Meister des Walzwerkes. Von seiner Familie wissen wir, daß 1922 seine Frau Xenie 37 Jahre alt war

und seine beiden Kinder, Tochter Klaudia, 16 Jahre, und Sohn Viktor, der schon in Taganrog geboren wurde, 11 Jahre.

Im Jahre 1904 arbeitete als Leiter der Konverterabteilung ein gewisser Johann Gottfried Jakobs, und vor der russischen Revolution 1905 war als Obermeister des Schienenwalzwerkes Josef Stamm tätig, der durch sein staunenswertes Verhalten zu Arbeitern „bekannt und berühmt“ wurde. Genauso wie der Meister der Schmiederei Karl Meile, der viele Straftaten ausgedacht hatte.

Den spärlichen Archivangaben zufolge arbeitete im Eisenhüttenwerk am Anfang des Jahrhunderts ein gewisser Wilhelm Hermann, dessen Eltern, ethnische Deutsche, aus der Kolonie Rossosch des Gouvernements Woronesch stammten; sowie Georg Karl Kunstmann, ein Kleinbürger aus Kurland, der in der Stahlgasse, nicht weit vom Werk, wohnte.

Ein erster Anlaß zur Verminderung der Ausländerzahl im Werk wurden stürmische Ereignisse der Revolution 1905, als Ausländer, von Streiks und Unruhen der Werksarbeiter erschrocken, ihre Familien ins Ausland schickten und dann sich selbst auf den Weg begaben.

Nach dem Ersten Weltkrieg und nach der Revolution 1917 blieb im Werk eine geringe Anzahl von Ausländern. Mit Beginn der Sowjetmacht am 20. Januar 1920 wurden beinahe alle Kontakte mit Deutschland für zehn Jahre gebrochen.

Exodus (Einige Tatsachen aus der Geschichte der Reemigration)

Die deutsche Zurückwanderung aus Russland begann in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts. 1871 wurden mit dem zaristischen Erlaß die Sonderrechte deutscher Kolonisten in Bezug auf Selbstverwaltung aufgehoben. Sie wurden den 1861 befreiten russischen Bauern rechtlich gleichgestellt. Gleichzeitig wurde die allgemeine Wehrpflicht für die Deutschen erklärt. Sie bekamen eine zehnjährige Überlegungsfrist. Russlands Deutsche sollten die für alle Russlandbürger gemeinsamen Bedingungen annehmen oder das Land verlassen. Doch diese Frist wurde nicht eingehalten, die allgemeine Wehrpflicht wurde schon 1874 eingeführt. Die Deutschen mißbilligten das Vorgehen. Insbesondere betraf das religiöse Menschen, die sogenannten Mennoniten, obwohl später für sie der alternative Dienst eingeführt wurde.

Schon während der 70er Jahre fand die Übersiedlung von hunderten Mennonitenfamilien aus Südrussland in die USA statt. Den Mennoniten schlossen sich die Vertreter anderer Konfessionen, Lutheraner und Katholiken an, die ihre Heimstätte in Südrussland und dem Wolgagebiet verließen und nach USA, Brasilien und Argentinien übersiedelten.

Die Rückwanderung der Deutschen aus Russland setzte sich Anfang des 20. Jahrhunderts fort. Das war die Reaktion auf Russifizierungspolitik der Regierung, auf Presselärm in Bezug auf das Problem der „deutschen Überfremdung“, auf Politiker und Presseleute, die eine wachsende „deutsche“ Gefahr innerhalb des Landes prophezeit hatten.

Anfang des Jahrhunderts machte sich der anwachsende Bodenmangel bemerkbar sowie steigende Bodenpreise, die 1912 im Vergleich zu 1900 fünfmal gestiegen waren. Deswegen bekamen deutsche, vielköpfige Familien Probleme und verloren allmählich ihre Ländereien. Diese bodenlosen Bauern bildeten den Hauptstrom von Auswanderern nach Amerika. Zwischen 1903 und 1913 wanderten in die USA von bis 18 000 Personen jährlich aus. Die im Jahre 1917 ausgebrochenen Unruhen lösten eine neue Welle der Emigration aus; ein Teil davon zog mit den deutschen Trup-

pen, als diese 1918 Russland verließen. Die anderen gingen mit Wrangel aus der Krim und mit restlichen Kolttschaktruppen aus dem Fernen Osten. Während Revolution, Bürgerkrieg und deutscher Besatzung emigrierten insgesamt aus Russland etwa 120 000 Deutsche, von denen sich nur eine Hälfte in Deutschland niederließ. Die andere Hälfte begab sich nach Nord- und Südamerika.

Das waren hauptsächlich Deutsche aus dem Baltikum und aus russisch Polen, von wo während des Ersten Weltkrieges zahlreiche Deportationen deutscher Ansiedler vorgenommen wurden, sowie aus Hauptstädten St. Petersburg und Moskau.

Zum Ende der 30er Jahre wohnten in Amerika etwa 1 037 000 ehemalige Russlanddeutsche, davon 350 000 bis 400 000 in USA, 200 000 in Kanada, 250 000 in Brasilien, 150 000 in Argentinien, 30 000 in Mexiko, 4 400 in Paraguay und 2 500 in Uruguay.

Doch in den zwanziger Jahren wurde in der Sowjetunion die „neue Ökonomische Politik“ eingeführt. Man schuf günstige Bedingungen für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Bauerntums. Es kam der allgemeine ökonomische Aufschwung. Das alles führte zur Verminderung der deutschen Emigration. Es sprach dafür auch das entspanntere Verhältnis zwischen der Sowjetunion und Deutschland und die enge Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Ökonomie, des Militärs und der Kultur.

In der Stabilisierung der Lage spielte der deutsche Botschafter in der Sowjetunion, Ulrich Brockdorf-Rantzau, eine wichtige Rolle, die als „reale Politik“ im Osten charakterisiert wurde. Zu seiner Mannschaft gehörten einflussreiche Diplomaten, bekannte Gelehrte, die Sachkenner der russischen Geschichte und der Geschichte der deutschen Ko-

lonien (so war z. B. Otto Auhaugen der Attache in landwirtschaftlichen Fragen), die enge Verbindungen mit Russlanddeutschen aufgenommen hatten.

Ihre Arbeit aktivierten auch die Anfang der 20er Jahre geschaffenen deutschen Konsulate in Odessa, Charkow, Leningrad, Nowosibirsk, mit deren Vermittlung deutsche Siedlungen religiöse und Kinderliteratur, Lehrbücher, Schreibzeug und andere humanitäre Hilfe erhalten hatten. Diese Hilfe wurde dank der zahlreichen öffentlichen und religiösen Vereine der Weimar Republik möglich, deren Mehrzahl ehemalige Russlanddeutsche gegründet hatten. Hier sei der „Verband für Deutsche im Ausland“, das später in der Welt bekanntgewordene „Deutsche Auslandsinstitut“ in Stuttgart, „Ausschuss der deutschen Gruppen Altrusslands“ sowie „Deutsche Post aus dem Osten“ zu

erwähnen. Ausgerechnet diese Organisationen leisteten materielle Unterstützung den ausreisenden Deutschen. Sie führten auch Sammlungen und Lieferungen von Lebensmitteln nach Russland während der Hungerjahre 1921 bis 1922 durch.

Jedoch am Ende des Jahres 1926 führte die Sowjetführung die Ausreisebeschränkungen für Deutsche ein. Die Lage verschlechterte sich 1928/29, als Josef Stalin mit seinem Kreuzzug gegen die Bauern angefangen hatte. (Geschrieben auf Grund des Materials aus dem Buche von Larissa Belkowitz „Der Grosse Terror“ und „Das Schicksal des deutschen Dorfes in Sibirien“. Internationaler Verband der deutschen Kultur (IVDK), Moskau, 1995.)

(Der Originaltext wurde von mir verändert, wenn der Sinn nicht deutlich wurde.

Dr. Hostert)

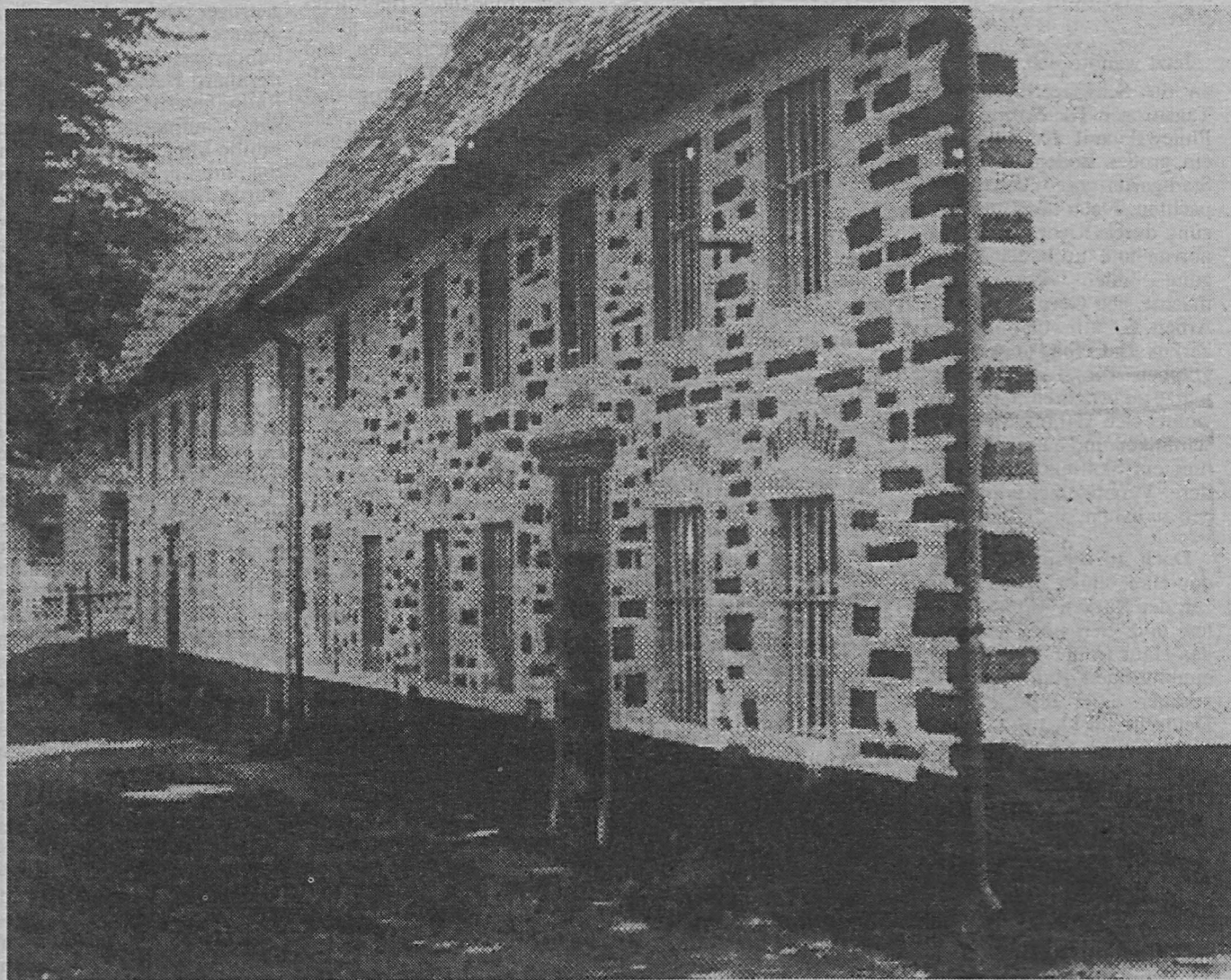
„Widumaringchuson“ = Winkhausen

Zur Aufhellung der Siedlungsgeschichte von Stadt und Land Lüdenscheid

Dankenswerterweise hat Herr Prof. Spies in seiner amtlichen Eigenschaft als Denkmalbeauftragter in den LN vom 6. Februar 1998 die Geschichte des Teilabbruchs des Lindenhof in Winkhausen erneut in Erinnerung gerufen. Die LN hatten 1996 ausführlich berichtet und durch Photoabdrucke das Geschehen für die Nachwelt erhalten (LN vom 2., 3. und 26. März, 11. Juni, 26. Juli, 7. September, 24. Dezember). Siehe auch Leserbrief Herr Th. Rademacher vom 4. März 1996. Abdruck einer Postkartenansicht durch W. Schumacher im Märk. Jahrbuch II, 1997, Seite 64).

Bereits am 26. April 1974 hatten die LN aus gegebenem Anlaß gefordert, auf Bodenfunde zur Aufhellung der Geschichte der Stadt bei Bauarbeiten besser zu achten (s. auch zum Abbruch der südlichen Altstadt LN vom 16. Juli 1974 und 9. Juni 1996, ferner „nicht gedankenlos abbrechen“, LN vom 22. Dezember 1977 und 26. Juni und 16. August 1978). Hier aber geht es um den ehemaligen Landkreis, dessen denkmalpflegerische Betreuung in den Händen der Kernstadt liegt mit der Pflicht zur gleichmäßigen Fürsorge.

Der Abbruch des Lindenhofes war nicht mehr zu verhindern. Das leider vom Unterzeichner zu spät eingeschaltete Westfälische Amt für Bodenfunde in Münster war aus Zeit- und Geldgründen nicht in der Lage, notwendige archäologische Feststellungen zu treffen (Az 419/1996-kn St vom 7. Oktober 1996). Immerhin reagierte die zuständige



Stelle der Stadt Lüdenscheid unverzüglich auf einen Hinweis über schwere Verletzungen eines Lindenbaumes durch Baufahrzeuge. Der Baum konnte gerettet werden.

Der Lindenhof in Winkhausen ist zwar unwiderbringlich nur als Torso erhalten geblieben. Aber auch in dieser Form

ist er noch ein weithin sichtbares, schönes Bauwerk. Tür und Treppe zum Eingang sind vorbildlich restauriert. Die Linden rahmen das Restganze ein.

II Der Leser wird sich fragen, was es soll, Geschehenes noch einmal aufzugreifen; mögli-

cherweise Wunden neu aufzureißen und Vorwürfe zu erheben, deren faßbare Hindergründe Herr G. Spies am 6. Febr. 1998 in den LN bereits geschildert hat. Die Frage ist schnell zu beantworten: Mit dem Teilabbruch des Lindenhofes ohne fachlich archäologische Begleitung ist zum drit-

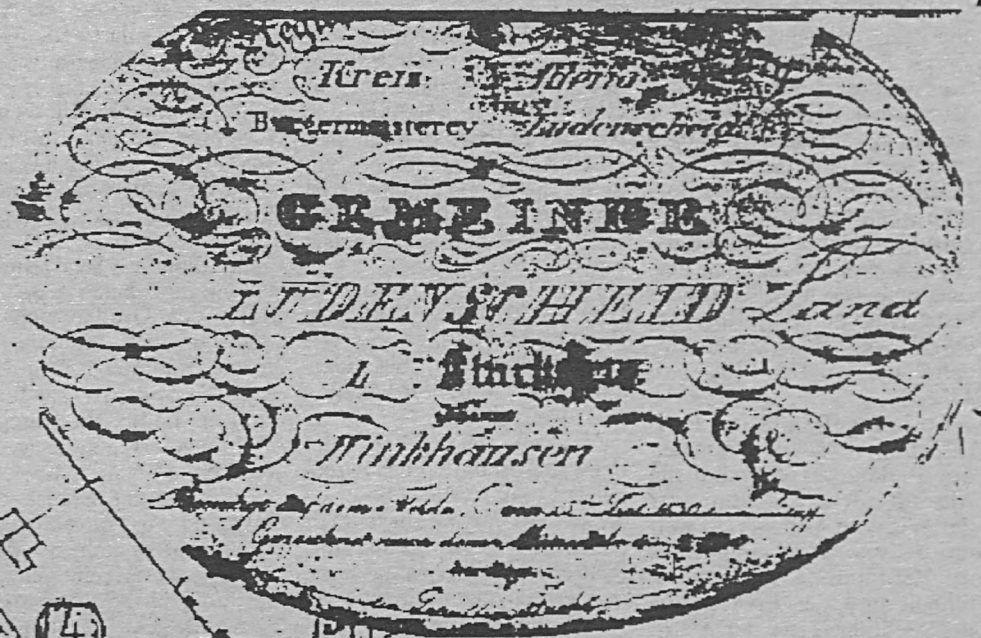
ten Mal in dreißig Jahren die Gelegenheit versäumt worden, Licht in das Dunkel der frühen Geschichte Lüdenscheids zu bringen.

Fortsetzung auf Seite 1120

Winkhausen

Urkataster 1830

- 1 Egengut (Urfreigut)
- 2 Jurhus (Obergut)
- 3 Nierhus (Niedergut)
- 4 Langes Haus



Die Lageskizze (Urkaster) zeigt die genannten Höfe, 1-3 von denen jetzt nur noch der Lindenhof (Egengut) zur Hälfte steht. Das Egengut gehörte stets der Familie Winkhaus. Das Hurhus (gut) erwarb 1591 die Familie Hymmen,

die Lüdenscheider Richterfamilie von Theis Winkhaus. Das Nierhus (gut) erwarb 1671 die Familie Woeste von der Kirche in Halver. Jurhus und Nierhus brannten um 1900 ab. Das sogenannte Lange Haus, das Reidemeisterhaus Wink-

haus, wurde nach einer Erbteilung um 1680 gebaut; das Freigut zum Egen ging mit dem Lindenhof zu 2/3 an Anna Catharina Winkhaus, verheiratete Johann Peter Spannagel, während deren Bruder Johann Hermann Winkhaus 1/3

des Freigutes erhielt und ein neues Haus baute, das durch spätere Anbauten zum sogenannten Langen Haus wurde. Hausinschriften am Langen Haus und am Lindenhof erinnern an die früheren Eigentümer. Woeste (7) schreibt: „an-

zunehmen ist, daß der Lindenhof auf den Grundmauern des alten Egengutes steht, wenn nicht sogar noch Mauerstücke davon im heutigen Haus enthalten sind.“

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wurde versäumt, durch Grabungen in der heutigen Erlöserkirche, der früheren Stadt- und Kirchspielkirche, das Alter der Kirche, eine zurecht vermutete Vorkirche und damit das Alter der Siedlung Lüdenscheid zu bestimmen. Die im Rahmen der Anlage für eine neue Heizung gestattet und von H. Matthies durchgeführte Forschungen reichten nicht annähernd zu mehr als Rückschlüssen aus, wenn diese auch umfangreich waren (s. den Ergebnisbericht von H. Matthies in: 900 Jahre Erlöserkirche Lüdenscheid; 1072-1972, S. 41-63).

Im Jahre 1974 lag im Rahmen des Abbruchs zugunsten des Parkhauses die südliche Altstadt offen. Wiederum war der Weg von Münster zu weit und zu spät. Hier ging es um die Bestimmung der Beschaffenheit und der Erweiterung der Siedlung bzw. der Stadt. Deren Frühgeschichte ist zwar weitgehend aufgearbeitet. Unterschiedliche Auffassungen bestehen aber weiter (s. Reidemeister 1985, Nr. 95, S. 749 ff).

Im Jahre 1997 nun ging es nicht allein um den Teilabbruch eines einzelnen Hauses, wie z.B. Häuser des innerstädtischen Altstadtringes (s. LN vom 22. Dez. 1977, 26. Juni und 8. Juli 1978). Es ging auch nicht allein um die Geschichte des Lindenhofes und der Ortschaft Winkhausen. Die Geschichte von Winkhausen, das ist vor allem die Geschichte des Freigutes „Zum Egen“ (Lindenhof), des Juer-(Ober) und des Nier-(Nieder)hofes, ist mehrfach Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Verwiesen wird nach E. Winkhaus, Wir stammen aus Bauern- und Schmiedegeschlecht, 1937, S. 740 ff. und A. Gregorius, Winkhausen an der Volme und die Familie Woeste, in: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark, Witten, 1937, S. 189 ff. vor allem auf D. Woeste, Die alten Bauerngüter in Winkhausen an der Volme, in: Der Märker, 1967, S. 29 ff.

Im Jahre 1997 ging es über und durch die zeitliche Anordnung der vorhandenen Mauerstücke und des Umfeldes (Brunnen) um weit mehr.

Eine fachlich archäologische Begleitung des Teilabbruchs des Lindenhofes hätte über die Geschichte des Hauses und damit der Ortschaft hinaus die Geschichte Südwestfalens vor dem Jahre 1000 erhellen können. Das klingt großspurig, soll aber nachfolgend belegt werden.

III

Winkhausen hat besonders auffällige Merkwürdigkeiten aufzuweisen.

Es ist Namensgeber einer der Bauernschaften des Kirchspiels Lüdenscheid. Diese unterste Verwaltungseinheit dürfte aber hoch- bis spätmittelalterlichen Ursprungs sein. Immerhin zeigt sich eine gewisse Bedeutung der Ortschaft.

Winkhausen ist ein Weiler gewesen, also eine Gruppensiedlung, die aus drei, bereits sehr früh schriftlich bezeugten Höfen bestand, darunter dem Urfreigut zum Egen (Lindenhof). 1819 gibt es im Weiler Winkhausen immer noch nur vier Häuser mit 42 Personen (Beschreibung des Reg.-Bezirks Arnsberg, 1819). Der Weiler Winkhausen lag in einem Wirtschaftsgebiet (Eisenherstellung und -verarbeitung) von europäischer Bedeutung.

Unmittelbar an Winkhausen führte der Verkehrsweg (Heerweg) von Köln nach Soest vorbei, also ein Verkehrsweg von Landesbedeutung.

Letztlich besonders auffällig ist die Lage des Egengutes (Lindenhof). Er ist fast burgähnlich von mehreren Seiten hoch über der Straße und über der Lösenbach gelegen, eine Eigenschaft, die in vergleichbaren Fällen bisher nicht festgestellt werden konnte.

Winkhausen führt einen Personennamen „Widumar“ mit dem Zusatz „...inghausen“. Winkhausen ist damit das Urbild, das Muster der Besiedlung des märkischen Oberlandes, des Süderlandes.

Für einzelne „Aussagen über das Bild der ältesten Siedlungslandschaft sind wir neben den wenigen Ausgrabungen ganz auf Rückschlußverfahren angewiesen“, sagt Balzer im Standardwerk Westf. Geschichte 1983 (Bd. 1, hrsgg. von W. Kohl, S. 233).

Die genannten Rückschlußverfahren werden durch die vielfältigsten Einzelwissenschaften insbesondere in den letzten 150 Jahren durchgeführt.

Das fängt mit Sagen und Legenden an: Nach dem Sieg Karls des Großen über die Sachsen seien verdiente fränkische Soldaten („Frühpensionäre“) in Sachsen zur Befriedung des Landes an strategisch wichtigen Orten sozusagen als Wehrbauern und Urfreie unter Vertreibung der bisherigen Bewohner angesiedelt worden. Zuvor muß es nicht gerade ein „Ötzi“ gewesen sein, der zufällig durch die Wälder streifte. F. Verse geht im jüngst erschienenen Märker (1997, Heft 4, S. 139 f) von einer dauerhaften Besiedlung des Süderlandes im Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit aus.

Wer aber waren die Siedler vor 2000 Jahren? Die Aufsätze im Katalog zur binationalen Ausstellung über die Franken in Mannheim, Paris und Berlin im Jahre 1997 gehen für diese Zeit von einer Besiedlung durch Franken als Teil der Weser-Rhein-Germanen aus und zwar durch den Unterstamm der Brukerer (Ausstellungskatalog 1997, I, Fr. Staab „Die Franken - Wegbereiter Europas“, S. 57). Diese seien durch die Sachsen nach Westen abgedrängt worden. Die bei Tacitus genannten Sugamberer seien ein Oberbegriff für die Franken gewesen: „Neige Dein Haupt, stolzer Sugamberer“, sind als Worte überliefert, mit denen die Taufe Chlodwigs, des ersten Königs des Frank(en)reichs im Jahre 493 zu Reims eingeleitet worden sein soll.

Die Frage, ob das Süderland überhaupt und dann wechselnd von Franken und Sachsen besiedelt worden sein soll, hat ganze Armeen von For-

schern in den genannten Einzelwissenschaften beschäftigt: Wissenschaftler der Sprachgeschichte, der Mundart, der Gewässergeschichte, der Flußnamenkunde, der Flur- und Flurnamenkunde, der Orts- und Personennamenkunde, der Namengeographie, der Straßenkunde und der Spatenkunde (Archäologie) mit verschiedenen Zielrichtungen.

Eine Schlüsselfunktion besetzen bei der weiterhin offenen Frage u.a. die „...inghausen“-Leute. Waren es Franken (Sugamberer oder Brukerer) oder Sachsen (Westfalen oder Engern) und wann siedelten sie?

G. Rosenbohm, Oberes Märkisches Sauerland. (Landschaftsführer des westf. Heimatbundes Nr. 15, 1995, S. 48) faßt zuletzt die Ergebnisse zusammen. A. Jung, Die Orts-, Flur- und Gewässernamen des Amtes Halver (Altenaer Beiträge NF Bd. 7, 1972, S. 293 f) stellt die Theorien gegenüber. Die Zeitansätze gehen vom 6. bis ins 11. Jahrhundert aus, einer Zeitspanne, die in vollem Umfang unbefriedigend ist.

Die Vornamen der „...inghausen“-Leute werden teils dem fränkischen, teils dem sächsischen Bereich zugeordnet: Widumar bei Winkhausen, Othmar bei Othmaringhausen. Fragen nach den Vornamen stellen sich bei Ehringhausen, Hüinghausen, Öekinghausen und den Verkürzungen z.B. Harlingsen oder Leifringens (Mundart) oder gar Danklin, Rärin und Sirrin. Das Süderland ist für die damalige Zeit regelrecht überfüllt mit den „...inghausen“-Leuten „...inghausen“-Leute sind auch im Nordseegermanischen Raum (Sachsen, Angeln und Friesen) bekannt, z.B. Birmingham oder Kensington.

Man war sich - auch durch vieles Abschreiben - inzwischen verhältnismäßig sicher, daß die „...inghausen“-Leute Sachsen waren. Manche Hinweise sogar aus dem Lüdenscheider Stadtrecht und aus der Mundartwissenschaft deuten auf Engern und nicht Westfalen. Neue wissenschaft-

liche Literatur läßt alle Möglichkeiten wieder offen, so Gunter Müller, Wortgeographie und Wortgeschichte, in: Der Raum Westfalen, Bd. VI, 1. Teil, 1989, S. 58 ff. Der Grundsatz: Der Sachse geht nach Hause, der Franke geht heim, also Ortschaften mit der Endung „hausen“ sind dem sächsischen Stammesbereich, mit der Endung „heim“ aber dem fränkischen Stammesbereich zuzuordnen, ist offenbar überholt.

Zutreffend sagt bereits 1954 M. Sönnecken, solange das Alter einer Befestigung (hier Ortschaft) nicht bekannt sei, seien historisch-politische Aussagen unmöglich (Zur frühen Besiedlung des West- und Südsauerlandes, in: Der Märker, 1954, Heft 2 f, S. 40 ff (41). Allein wenn die Spatenkunde datiertes Material auffindet, sind sichere Aussagen möglich. Auf diesem Gebiet sind in den letzten Jahrzehnten erhebliche Fortschritte gemacht worden.

IV

Dem Leser wird deutlich geworden sein, was im Jahre 1997 in Winkhausen versäumt worden ist. Die Grabungsergebnisse von M. Sönnecken vermögen zwar mosaiksteinartig bestehende Forschungsergebnisse zu erhärten oder zu verwerfen. Entscheidende Fragen über die Besiedlung des Süderlandes hätten 1997 aber geklärt werden können, jedenfalls ist die Möglichkeit vertan worden. Denkmalschutzgesetze lassen sich schnell erlassen (J. Kramer in LN vom 24. Jan. 1998), sie sollten aber in entscheidenden Augenblicken genutzt werden. Den Mantel der Geschichte gilt es dann zu fassen.

Der große preußische Schulreformer des 19. Jahrhunderts, Adolf Diesterweg, dem das kommunistische Deutschland viel mehr Aufmerksamkeit zu seinem 200. Geburtstag im Jahre 1990 widmete als das demokratische Deutschland, hat gesagt, daß man Neus nur dann langfristig erhaltend schaffen kann, wenn man das Gewachsene kennt.